Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 20

Artikel: Ferdinand Hodler
Autor: Richard, Paul K.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-641052

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

schen Tuns bewirkte das übrige, um in mir jene Ausgebranntheit zu erzeugen, die mit geistigem Tod auf gleiche Linie zu setzen ist. Verschwunden waren die beglückenden Eingebungen und ausgetilgt die schöpferische Leidenschaft. Aus einer geheimen Wunde rann mir unaufhaltsam alles Blut weg. Ich fühlte mich gealtert und wußte, daß dies der Anfang des Sterbens war, obwohl ich voraussichtlich noch manches Jahr zu leben haben werde. Ich war ein Mensch der letzten Fragwürdigkeit, ein Zerrbild, ein schwankes Rohr im Wind.

Als die Bereitschaft und die ausgeglichene Stimmung sich wieder einstellten, war es wie das stille Wunder, das sich fast gleichzeitig an einem unserer Pfirsischbäumchen vollzog.

An den Sonnseiten unserer Hausmauern hatten wir Spalierobst gepflanzt. Wir hatten gute, lockere Erde zugeführt und auch mit dem Dünger nicht gespart. Schon im ersten Frühling setzten die regelmäßig gespreizten Zweige Blätter und Blüten an. Die Bäumchen dehnten sich prächtig in die Breite und Höhe. Das Werk des Gärtners war von solchem Erfolg gekrönt, daß wir schon für den kommenden Herbst die ersten süßen Früchte auf unserem eigenen Grund und Boden erwarten dürfen.

Nur einer der beiden Pfirsichbäume sträubte sich gegen das Gesetz des Wachsens und Früchtetragens. Obschon er die sonnigere Mauerfläche einnimmt, gebärdete er sich wie ein Taugenichts. Zwar trieb auch er nach der Verpflanzung Knospen und Blattwerk und gab Anlaß zu den schönsten Hoffnungen. Aber dann auf einmal sperrte er sich und warf alles Grüne ab. Die Blätter falteten sich zusammen, und die Blütenkronen schlossen sich. Er wurde kahl und häßlich und serbelte dem Tode zu. Die letzten verdorrten Ausschläge zerkrümelten wie Tabak zwischen den Fingern. Wenn ich seine einst biegsamen, geschmeidigen Zweige befühlte und dann enttäuscht gegen die Mauer fahren ließ, gaben sie ein Geräusch von sich, das sich wie klingeldürres Grinsen anhörte. Alle liebende Sorgfalt, die wir ihm auch jetzt noch, in seinem Siechtum, angedeihen ließen, wurde mit Undank und Verhöhnung belohnt. Schließlich war er nur noch ein Gerippe, ein Spott seiner selbst, erbarmungswürdig anzusehen.

Ich bat den Gärtner, die abgestorbene Pflanze mit Stumpf und Stiel auszurotten und den Schaden möglichst rasch wiedergutzumachen. Aber der Mann, dessen Tagewerk dem sieghaften Wachstum verhaftet ist, schaute mich überlegen an und sagte, daß es nicht weise wäre, den Stab über einem Wesen zu brechen, das auf den ersten Blick keinen Segen verspreche.

„Wir haben uns lange genug mit dem Nichtsnutz herumgeschlagen; meine Geduld ist zu Ende", erklärte ich.

„Die meine noch nicht", erwiderte der Gärtner und marktete eine letzte Frist ein, die wir dem Pfirsichbäumchen gewähren wollten.

„Es ist verlorene Liebesmüh", spottete ich und ließ ihn stehen. Deutlich spürte ich sein Lächeln in meinem Rücken. Es war das Lächeln eines Mannes, der ans Leben glaubte, wo ich an Vernichtung dachte.

Es verging kein Tag, ohne daß ich dem Bäumchen einen Besuch abstattete, sein Stämmchen beklopfte und seine Aeste betastete. Für mich bestand kein Zweifel mehr, daß alle aufbauenden Säfte, aus denen sich bisher sein Leben genährt hatte, die Zellen verlassen hatten. Der Optimismus des Gärtners kam mir vollkommen abwegig und widersinnig vor. Und dennoch sollte er Recht erhalten!

Nach einer regnerischen, tropisch-warmen Sommerwoche entdeckte ich nämlich eines Morgens, daß das Sorgenbäumchen neues schüchternes Grün angesetzt hatte, daß sich einzelne Zweige wieder biegen ließen und daß dem Tod gleichsam ein Schnippchen geschlagen wurde. Die Pflanze, deren Ausrottung beschlossene Sache gewesen war, hatte sozusagen über Nacht den Durchbruch zur Gnade erlebt. Ich stand vor einem Wunder, das ich zwar nicht zu begreifen vermochte, das mir aber den Mut und das Vertrauen zu mir selber wieder zurückgab.

Wie mancher Mensch ist wie der Pfirsichbaum! Man erkennt, während er lange und schweigend sammelt, bevor er seine Ernte beginnt, nur das Dürre und Abgestorbene und übersieht die im Verborgenen wirkenden Kräfte. Eines Tages gewahrt man, daß vieles von dem, was man für verholzte Zellen hielt, reiches inneres Leben trägt.

Das noch vor Wochen hoffnungslos serbelnde Pfirsichbäumchen ist mein Liebling in unserem Garten geworden. Im Sterben plötzlich aufgehalten, reckt es sich heute ohne menschliches Dazutun herzhaft in die Höhe. Es ist für mich der Lebensbaum, an dem ich mich wieder aufrichte, wenn mir etwas Unebenes, Widerwärtiges über den Weg gekrochen ist.

Und wie herrlich werden im nächsten Jahr seine an der Sonne gereiften, gelb und roten Früchte schmecken!

Ferdinand Hodler

Zur Erinnerung an seinen 20. Todestag, den 20. Mai 1918.

„Heute fange ich ein neues Bild an!" — Das klingt im Malerherzen wie Fanfarenton, verscheucht jede Müdigkeit und weckt unbegrenzte Hoffnungen. Da ist die Leinwand weiß und leer, hier liegt die Palette mit leuchtenden Farben besetzt: In der Mitte steht der Künstler Ferdinand Hodler mit seiner „Idee", diese mag aus „den Tiefen des Gemüts" stammen, sie mag sich aus einem starken, unvergeßlichen Eindruck konzentriert haben, sie kann auch als ein Stück Natur vor ihm gegenwärtig sein: Die Aufgabe, sie zu „realisieren", sie in der Wirklichkeit der Kunst erscheinen zu lassen, bleibt im Grunde immer dieselbe. Vorarbeiten verschiedenster Art sind vielleicht vorausgegangen, Entwürfe, Naturstudien, Kompensations-Skizzen — jetzt muß das Werk als solches entstehen! Solcherart war der Eindruck, den wir bei einem Besuch bei Ferdinand Hodler in Genf hatten, als wir noch Studenten an der Akademie waren und den Meister vergötterten, Hodler mit seinem Monumentalstil, ihn, den Vertreter des Expressionismus. Hören wir nun was ein Laie, der das Vergnügen hatte, mit dem Meister in engere Fühlung zu kommen, von seiner Hodler-Freundschaft zu erzählen weiß. Die Redaktion.

Einem Künstlergenie ist es wohl möglich, ganz seinem Ideal zu leben, das direkt seine Seele berührt; dieses Ideal findet sich aber nie im Reiche der Zahlen des alltäglichen Bürokraten.

Eine solche geistige Ablenkung bot mir, neben Musik, Hodlers Kunst. Hodler war für mich, als Berner, kein Unbekannter, allerdings mehr vom Hörensagen, als durch die spärliche Zahl von Bildern, die in Bern zu sehen waren.

Ist es also nicht verständlich, wenn mich schon in den ersten Tagen meines Aufenthaltes in der Calvin-Stadt Bilder vom Berner Hodler fesselten? Doch war ich zu wenig Kunstkenner, um mir über seine Gemälde ein Urteil bilden zu können, das damals auf Anerkennung oder Absprechung, auf „Gefallen" oder „Nichtgefallen" der Kunst Hodlers lautete.

Fast möchte ich von zwei Seelen in meiner Brust reden. Die eine verneinte Hodlers Malerei als solche, durch den Vergleich mit der üblichen und gewöhnlichen Malerei, die andere, und die war die Stärkere, bejahte meine Ueberzeugung, daß Hodler ein besonders großer Künstler sein mußte, ansonst nicht so viel über seine Malkunst gelästert und gespottet würde.

Monate und Jahre vergingen, bis mir Motive und Ausdrucksweise der Gemälde annähernd vertraut wurden. Wie gerne hätte ich mich über noch so vieles belehren lassen, aber ... der Spötter, gewürzt mit dem „esprit schenöffua" (genevois) gab es viele, der Verehrer dagegen nur wenige und diese waren mir unbekannt. Mein in Aussicht genommener endgültiger Abschied von Genf beschleunigte mein Vorhaben, den großen Künstler einmal an der Arbeit zu beobachten.

Ich versprach mir so viel Großes über einen Besuch bei Hodler, daß ich mir vornahm, wenigstens einen Tag länger in Genf zu verweilen und diesen für den geplanten Besuch frei zu halten. An jenem Tag, in Gedanken allerdings schon auf dem Weg nach London, schlug ich Richtung Carouge ein, den Accacias entgegen und stand bald einmal vor dem Atelier des Malers. Auf mein Anklopfen gab es kein langes Warten, es kam kein Diener, keine Empfangsdame die Türe zu öffnen, nein, in seiner kleinen, bescheidenen Malergestalt öffnete mir der große Meister eigens die Pforte zu seinem Heiligtum, mit Palette und Pinsel in der Hand. Auf meinen Gruß und die Erklärung, ich wäre zu ihm gekommen, um ihn einmal persönlich zu sehen, antwortete der Berner dem Berner, das freue ihn, nur treffe ich es in diesem Moment nicht gerade günstig, er wäre am Aktmalen, ob ich wohl ein anderes Mal, z. B. morgen im spätern Nachmittag zu ihm kommen könne. Wer hätte auf diese Einladung nein gesagt?

Am Nachmittag folgendes Tags suchte ich den Meister wieder auf. Er sah mich kommen und hieß mich mit einem: „Venez, mon ami" eintreten. Sich nach der Zeit umsehend, meinte der Meister, er möchte noch eine halbe Stunde in seinem Atelier verbringen. Er hieß mich mitzukommen. Vor einer oder zwei Staffeleien lag, etwa ein Meter entfernt, eine kleinere Kiste. Mit Palette und Pinsel und einem breiten Meterstab setzte sich Hodler auf eines dieser Kistchen. Das kleine Loch im Meterstab vor dem Auge haltend, sicherte er sich die richtige Perspektive und fing alsdann zu malen an. Den sehr langen Pinsel tauchte er in die auf der Palette aufgelegte Farbe, dann setzte er den langen Pinsel in gerader Linie, mit ganz ausgestrecktem Arm auf die Leinwand. In respektvoller Distanz stellte ich an seiner Seite meine Betrachtungen an. Das Rätsel, warum man Hodlers Bilder von „soweit weg" betrachten mußte, war gelöst. Wenn man auf eine solche Distanz malt, muß ja das Bild auch aus der entsprechenden Ferne betrachtet werden, ich darf wohl sagen, je weiter entfernt, umso eindrucksvoller und plastischer wirken die Gemälde auf Auge und Sinn. — Was wird er nun mit der hellblauen Farbe malen? Kaum konnte ich einige kleine Tupfen oder Striche deuten, stund er schon wieder auf, stieß das Kistchen mit dem Fuß etwas weiter bis zum nächsten Gestell, um dort das gleiche, wie beim vorgehenden Bild zu wiederholen. Es waren wieder blumenartige Verzierungen. Wieder glaubte ich etwas enträtselt zu haben, denn es fiel mir bei den ausgestellten Bildern einige Male auf, daß gerade diese „Blumenverzierungen", wie sie im Volksmund lauteten, ein und dieselbe Farbe aufwiesen. Nach einiger Zeit tiefen Schweigens stund Hodler auf und sagte mit einem Lächeln: „Fini pour aujourd'hui!" Im Hintergrund, gegenüber dem Eingang also, stand in der Höhe ein Bild von monumentaler Größe, ich schätzte es über 12 Meter Breite. Da es bereits zu dämmern anfing, und das Licht ohnedies spärlich war, sah ich zuerst viele menschenähnliche Figuren, die den Eindruck hochstrebender Tannen im Walde erweckten. Doch bald merkte ich, daß es sich um Männer mit hochgestreckten Händen, den Eid leistend, handelte. Durch die Wucht der Wirkung dieses Gemäldes war ich übernommen. Die aus diesem Bilde strömende Kraft war überwältigend. Hodler mußte mich beobachtet haben, denn plötzlich hörte ich seine warme Stimme neben mir. Schmunzelnd verriet er mir, daß dieses Bild für das Rathaus in Hannover bestimmt sei. „Die Reformation" gleicht dem Gemälde „Einstimmigkeit". Wenn die hohen Ratsherren den Ausdruck dieses Gemäldes so erfassen wie ich und den Eindruck auf sich wirken lassen, dann muß sich Einstimmigkeit auf ihr Denken und Handeln übertragen und den Willen zu Großem stärken; sie müssen dann Großes für ihr Land leisten, vermeinte ich Hodler erwähnen zu müssen. Er werde wieder daran arbeiten, d. h. sobald ihm die männlichen Gestalten wieder zur Verfügung stehen würden.

Es war Zeit zum Aufbrechen. Wir gingen zusammen in den Vorraum zurück. Auf einem großen Tischbrett lagen allerlei Papierbogen mit Skizzen, Strichen zu Studien, Umrisse von Figuren. Hodler machte sich hinter diese Papiere und fügte lächelnd hinzu: „Il faut vite réduire ces chiffons de papier, c'est pour les messieurs . . . de Francfort. Da ich aber nicht in seine Geheimnisse eingeweiht war, meinte er drollig, er besitze eben keinen Papierkorb. Er habe nur diese Mappe, die dafür aber groß genug sei, in die er alles hineinwerfe. Von Zeit zu Zeit komme ein Herr aus Deutschland, der ihm Geld für's Wegräumen gebe. Einer sammle nun einmal Briefmarken, ein Anderer Münzen, ein Dritter Käfer und Schmetterlinge, ein Vierter beschriebene Notizpapiere, alles zur Bereicherung der Sammlung, einer Liebhabersammlung. Und warum nicht? In jeder Liebhaberei liege etwas Ideales, etwas Schöpferisches, das mit Liebe, Freude und Sorgfalt zusammen getragen werden müsse. Dem Materialisten dient Kunst als Mittel zum Zweck, indem er Werke bewertet und verwertet. Wollte man etwa Kunst als Mittel zum Zweck, d. h. die Begierde nach Geld damit begründen, daß die Letztere aus früherer großer Armut und Entbehrung stammt, dann ist diese Theorie gerade durch Hodlers Jugend ohne weiteres zu verwerfen. Hodler stammt aus ganz armen Berner Verhältnissen und doch war sein unmittelbares Streben nie und nimmer nach Geld, um sich damit ein prunkvolles Leben zu gestalten, um damit zu imponieren . . . und wem? Gewiß nicht jenen, denen wir Kunst und Unsterbliches zu verdanken haben. Nein, Hodler war der Gebende, der Schenkende einer Welt, besonders aber seines Landes, das ihn nicht verstand, das ihn für lange Zeit von sich stieß.

Hodler brauchte wenig Materielles zum Leben, nur etwas mehr Verständnis, also weniger Haß von außen. Wer nur für Geld und mit Geld arbeitet und lebt, der lebt überhaupt nicht, denn die wahre Welt bleibt ihm verschlossen. Dienen soll man und wer richtig dient, bei dem bleibt auch der Verdienst nicht aus. Kaufmann und Künstler werden sich nie verstehen: „le commerçant et le fou."

Wir sind am Ort der Trennung angelangt: Mit einem: „Venez demain, mon ami" verabschiedeten wir uns.

Freudigen Herzens näherte ich mich am nächsten Morgen Hodlers Studio. Heute war es mir vergönnt, Hodler beim Schöpfen seiner Gestalten zuzusehen. Zwar möchte ich nochmals ausdrücklich betonen, als Laie, also weder als Künstler, noch als Kunstkritiker, sondern als einer, in dessen Innerem durch Hodlers Kunst stille Saiten zu schwingen anfingen. Leise öffnete ich die Türe, um den Meister an seiner Arbeit nicht zu stören. Er war ganz in seine Arbeit vertieft. Während zwei Stunden, die mir wie ein Augenblick erschienen, sah ich Hodler zu, wie er mit erschütterndem Ernst, Strich für Strich auf der Leinwand zog. Seine Sprache mit dem Pinsel verglich ich mit der jener großer Denker, bei denen jedes Wort wie ein Hammerschlag fällt. Ueberhaupt wurde mir bewußt, daß Hodlers Kunst da anfängt, wo unsere Sprache die Grenze ihrer Ausdrucksmöglichkeit hat. Jede Linie ist genau durchdacht. Wenn die letzte gezogen ist, steht die Form aus einem Guß da. Dies war für mich wieder eine neue Offenbarung.

Zwei Stunden durfte ich dem Meister beim Malen von menschlichen Figuren zusehen. Was für einen Eindruck hinterließ mir heute Hodlers Schaffen? Beim Nachhausegehen glaubte ich mich in einer andern Welt zu bewegen, denn die Umwelt hatte ein ganz anderes Gesicht erhalten und zwar nur deshalb, weil ich sie mit andern Augen anschaute!

Menschen so zu sehen. wie sie fühlen und denken, sie so zu gestalten, wie sie in Wirklichkeit sind und nicht wie sie scheinen möchten, das konnte Hodler, der von Jugend auf, durch größte Not und Entbehrung, sich selber treu blieb, sich hinaufarbeitete, der im Suchen nach dem Ideal, der Wahrheit, die Kraft gefunden hatte. Um Menschen mit klaren Augen zu erfassen und richtig durchschauen zu können, ohne am Trugbild vieler Menschen zu verzweifeln, muß einer stark und in sich gefestigt sein. Hodler war nicht nur hier Meister, sondern auch in der Versinnbildlichung in einer unerreichbaren, monumentalen und zum Teil wuchtigen Art. Er, der Stille, Bescheidene, Anspruchslose, dann aber wieder der große Eiferer und Kämpfer für seine

Kunst, mit so wenigen Freunden, aber so vielen Feinden, die er durch seine unbesiegbare, stets im Aufsteigen begriffene Kunst auf dem Schlachtfeld der Kritik liegen lassen mußte . . . weiter, immer weiter, auf eigenen Wegen, auf eigenen Füßen drängte ihn seine Kunst vorwärts. — Jedes Mal, wenn ich den „Rückzug von Marignano" betrachte, die kleine Gestalt des letzten halbwegs nach rückwärts schauenden Kriegers in der Gruppe ansehe, steht Hodler vor mir, der wohl geschlagen, aber nicht erschlagen, die Wahlstatt verläßt, um neuen Boden zu betreten.

Der letzte Tag meines vierjährigen Aufenthaltes in Genf war angebrochen, es galt, von Hodler Abschied zu nehmen. Wieder traf ich den unermüdlich Schaffenden an der Arbeit. Diesmal bewunderte ich seine Ruhe, ein sichtbares Stillvergnügtsein, beim Malen einer Landschaft. Ein bekanntes „Schwerenöterliedchen" nach echter Emmentalerart, pfiff er froh gelaunt vor sich hin, um es dann leise singend zu beenden. Diese köstliche, frohe und aufrichtige Laune machte mir einen tiefen Eindruck. Auch in diesen Momenten zeigte Hodler den großen Menschen, den Meister und Mann, denn er bildete sich nicht ein, daß eine gekünstelte, angelernte finstere Miene den großen Menschen ausmache, daß man durch Humor bei den Menschen an Respekt verlieren könnte, denn wenn dem so wäre, würde es sich ja nur um den Respekt der aufgesetzten Miene handeln und nicht um das Können und Wissen, das im Menschen steckt!

Nun setzte er mit dem Malen aus, und wiederum sprachen wir vom Leben, an dem er so sehr hing und das ihm immer verheißungsvoller zu werden schien, indem er die Erdenschwere immer leichter zu spüren glaubte. Der Frühling mit seiner Wärme verlieh ihm einen unbegrenzten Mut und wiederkehrende neue Kraft zum Schaffen, denn die Kälte war sein nächster und grimmigster Feind, gegen dessen Folgen auf seinen geschwächten Körper er mit fast übermenschlicher Kraft und Todesverachtung sich wehrte. „Wir wollen nun gehen, jetzt ist es Zeit, das Erwachen der Natur zu belauschen und mitzuerleben." — Mit diesen Worten verließen wir seine Arbeitsstätte. In drolliger Weise berichtete er mir nun auf dem Heimweg von jenen Herren, die ihn eines Abends zu einer Besprechung im „Café du Nord" einluden. Dieses Café war damals durch seine sehr hohen Preise und den wenigen Komfort, den man bei harten Stühlen und eisernen Tischen mit Marmorplatten, fand, bekannt. Bei dieser Besprechung handelte es sich um ein Bild, das Hodler malen sollte. Da man sich nicht ganz im Klaren war über die Komposition des Bildes, fand es Hodler am praktischsten, den Herren die nötigen Angaben in einigen Kohlenstrichen zu machen, die er, weil er kein genügend großes Papier bei sich trug, auf die Tischplatte zeichnete. Beinahe hätte ihn damals der immer weiter nach Einzelheiten fragende Auftraggeber in eine wenig angenehme gereizte Stimmung gebracht, denn fast war das Bild dadurch in den Grundrissen fertig geworden. Die Tischrunde jedoch behielt den heitern Ton, der Auftraggeber war befriedigt, vom Meister verstanden worden zu sein, obschon das Verstehen bei Hodler lag, und man brach bald einmal auf. Hodler verließ zuerst mit einigen Herren das Lokal. Draußen warteten sie auf den Auftraggeber, der, dem Warten nach, eine ziemlich große Rechnung für das wenig Konsumierte zu bezahlen hatte.

Endlich, endlich erschien der ungeduldig erwartete letzte und wichtigste der Herren und zwar mit einem umfangreichen Paket unterm Arm. Ein allgemeines Gelächter. Und was enthielt dieses Paket? Die Marmortischplatte mit Hodlers Skizzen, die er sich vom Besitzer des Cafés in so später Stunde käuflich erworben hatte! Es trennten sich dann „commerçants et fou". —

Nun aber mußte ich mich von Hodler trennen, wohl für immer. Er sprach von meiner Zukunft und hoffte nur das Beste für mich und gab mir den Rat: „Der Kunst treu bleiben, heißt, den geraden Weg wandeln, der zum Erfassen des Wahren führt. Menschen kommen und gehen, die Kunst aber bleibt. Auf Menschen vertrauen ist schön, auf die edle Kunst aber zu bauen, heißt des Schöpfers Macht sich anvertrauen."

Paul K. Richard.

Das Recht zu leben

Von LUDWIG WOLFF

7. Fortsetzung.

Die behäbige Wirtin erkannte Hollbruch, der schon einmal bei ihr gewohnt hatte, sofort wieder und begrüßte ihn mit Herzlichkeit.

„Sie können wieder Zimmer Nr. 7 haben", erklärte sie, ein wenig stolz auf ihr gutes Gedächtnis, und rief mit lärmender Stimme nach dem Hausmädchen.

Es war ein großes altmodisches Zimmer, bürgerlich eingerichtet mit Plüschmöbeln, die mit gestickten Deckchen bepflastert waren, aber der Waschtisch war modern und hatte fließendes Wasser, kalt und warm. An der Wand hing ein verblaßter Stich, der die „Schlacht bei Sempach" darstellte.

Hollbruch nickte zufrieden, als er das Zimmer wiedererkannte, das ihm in dieser Stunde wie eine Zuflucht oder wie ein rettender Hafen erschien. Er legte die Aktentasche in den Schrank, den er sorgfältig versperrte, und wusch sich.

Nach einer Weile kam das Mädchen und brachte Kaffee, Sahne, Butter, Honig und knusperige Brötchen. Hollbruch setzte sich zum Tisch und begann gierig zu frühstücken, aber während er die Schale zum Mund hob, wurde er plötzlich von einer so grenzenlosen und unüberwindlichen Müdigkeit überfallen, daß ihm der Hunger verging. Seine brennenden Augen sahen nur das weißleuchtende Bett.

Er schlief sofort ein und hielt die Tasche mit dem Geld wie eine Geliebte im Arm.

13. Kapitel.

Dieten fuhr auf, als wäre sie gerufen worden, und sah nach der Zeit. Es war sechs Uhr. Trüb und grau kam der Morgen durch die Fenster.

Sie war sofort ganz wach und begann mit kühler Nüchternheit die Ereignisse des vergangenen Abends zu überdenken. Sie wurde sich klar darüber, daß sie gestern wunderlich überhitzt und unfrei gewesen war. Die Gegenwart Keridans hatte sie wie ein schweres Narkotikum betäubt. Wenn man in sein Gesicht sah, war man gezwungen, alles zu glauben, was er sagte. Jetzt, da Keridan fern und entrückt war, erschien alles in anderem Licht. Jetzt war sein Bild undeutlich und verschwommen, während Peter ganz nahe bei ihr stand. Sie erinnerte sich der angstvollen Warnung ihres Mannes, die sie erst in dieser Morgenstunde begriff.

Ihr Eifer, begangenes Unrecht wieder gutzumachen, war merklich abgekühlt. Was bewies die ehrliche Aufregung Keridans? Er zitterte um sein Geld. Seine Angst war bestimmt nicht gespielt, aber sie überzeugte kaum davon, daß es sich um redliches Geld handelte, das nach der Schweiz befördert werden sollte.

Trotz allen Gegenargumenten, die ihr logischer Verstand aufbaute, konnte sich Dieten eines tiefwurzelnden Unbehagens nicht erwehren, das sich immer wieder bis zu Schuldgefühlen steigerte. An der großen Geste Keridans, der sie nach dem Abendessen freigab und nach Haus schickte, konnte man keineswegs vorbeigehen. Das war ein Vertrauensvotum, das einem stärker die Hände fesselte als alle Ketten der Welt. Vielleicht war die Großmut Keridans auch nur kühle Berechnung, ein gewagter Schachzug, Spiel eines Hasardeurs, aber war der Einsatz nicht zu hoch? Hätte sie nicht noch nachts zu ihrem Mann flüchten können?

Der Gedanke an diese versäumte Flucht setzte allen andern Erwägungen eine Grenze. Es erschien sinnlos, darüber nachzudenken, ob Keridan ein Lügner und Schwindler oder ein ehrenwerter Kaufmann war, dessen Existenz durch einen Diebstahl

Fortsetzung auf Seite 487.